

Frankfurter Historiker

Herausgegeben von
Evelyn Brockhoff
Bernd Heidenreich
und Michael Maaser

Wallstein

Frankfurter Historiker

Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchivs

Herausgegeben von
Notker Hammerstein und Michael Maaser

Band 6

Frankfurter Historiker

Herausgegeben von
Evelyn Brockhoff, Bernd Heidenreich
und Michael Maaser



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

Umschlagabbildungen (v. l. n. r.):

Paul Kirn, Otto Vossler, Ernst Kantorowicz,

Elsbet Orth, Werner Gembruch, Matthias Gelzer

Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur, Steffi Riemann

ISBN (Print) 978-3-8353-1749-9

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2860-0

Inhalt

NOTKER HAMMERSTEIN • MICHAEL MAASER	
Vorwort	7
BERND HEIDENREICH	
Zur Vortragsreihe. Bildung ist, was übrig bleibt	9
NOTKER HAMMERSTEIN	
Das Historische Seminar der Frankfurter Universität	15
CHRISTIAN MEIER	
Matthias Gelzer	59
HERIBERT MÜLLER	
»Im übrigen trägt er ein sehr weltfremdes Gepräge; er ist unberührt vom Für oder Wider einer politischen Einstellung« Der Frankfurter Historiker Paul Kirn	81
JOHANNES HEIL	
Frankfurts Mittelalter zwischen Freiheiten und Fehden: Elsbet Orth	105
JANUS GUDIAN	
Geschichtsschreibung zur Gegenwartsorientierung Zum Wissenschaftsverständnis des Ernst Kantorowicz	121
ULRICH MUHLACK	
Geschichte als Sinn: Otto Vossler	145
PETER WENDE	
Werner Gembruch. Soldat und Historiker	169
Abbildungsverzeichnis	187

Vorwort

Wir setzen die Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchivs mit zwei Bänden fort. Zum einen mit dem Buch »*Politisierung der Wissenschaft. Jüdische Wissenschaftler und ihre Gegner an der Universität Frankfurt am Main vor und nach 1933*«, das eine gleichnamige Tagung an der Goethe-Universität vom Sommer 2012 dokumentiert. Zum anderen folgen in diesem Band die Beiträge zur Vortragsreihe »Frankfurter Historiker«, die das Universitätsarchiv gemeinsam mit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und dem Institut für Stadtgeschichte im Karmeliterkloster Frankfurt am Main im Wintersemester 2012/2013 realisiert hat. Ergänzt werden die Vorträge durch den Aufsatz zur Geschichte des Frankfurter Historischen Seminars, den Notker Hammerstein eigens für diesen Band geschrieben hat.

Herzlicher Dank gebührt Frau Dr. Evelyn Brockhoff, der Direktorin des Instituts für Stadtgeschichte, für die Gastfreundschaft, die sie uns in ihrem Hause gewährt hat. Ein großes Dankeschön Herrn Dr. Bernd Heidenreich, Direktor der Landeszentrale für politische Bildung, der die Reihe intensiv begleitet und gefördert hat. Herr Dr. Ludwig Orth stellte uns Fotos seiner Schwester zur Verfügung, dafür vielen Dank.

Schließlich sei an dieser Stelle unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Universitätsarchiv herzlich gedankt, insbesondere Frau Svenja Haneberg, Frau Jessica Kotschi, Frau Lisa Haag M. A., Frau Ronja Vogel sowie den Herren Matthias Lorenz und Carsten Trautmann und ganz besonders Frau Janine Aures M. A.

Frankfurt am Main,
13. Juni 2016

Notker Hammerstein
Michael Maaser

BERND HEIDENREICH

Zur Vortragsreihe

Bildung ist, was übrig bleibt

»Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles, was man gelernt hat, wieder vergessen hat.« Dieser Satz des Frankfurter Historikers Otto Vossler ist mehr als ein griffiger Aphorismus. In ihm verdichtet sich das Leitbild einer Gelehrtenrepublik, die sich neben der Forschung immer auch der Ausbildung und Formung von Persönlichkeiten und der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden im Sinne Wilhelm von Humboldts verpflichtet wusste, ohne doch von den Zeitläufen ganz verschont zu bleiben.

Vor diesem Hintergrund will der vorliegende Sammelband nicht nur die Entwicklung des Frankfurter Historischen Seminars und der Geschichtswissenschaften an der Universität Frankfurt nachzeichnen, sondern auch einen Blick auf Lebensweg und Werk jener Persönlichkeiten werfen, die seit den zwanziger Jahren in Forschung und Lehre Geschichte erforscht und erschlossen, aber auch an junge Menschen vermittelt haben.

Ernst Kantorowicz (1895–1963) ist der international wohl bedeutendste der behandelten Historiker. Als Sohn eines Fabrikanten in Posen geboren und zunächst politisch deutschnational orientiert, studierte er in Heidelberg Nationalökonomie und wurde dort mit einer Arbeit über »Das Wesen der muslimischen Handwerkerverbände« promoviert. In Heidelberg stieß er zum Kreis um den Dichter Stefan George und verstand sich wie die Brüder Stauffenberg als Angehöriger jenes »geheimen Deutschlands«, in dem sich ein Teil der intellektuellen Elite der Weimarer Republik eine Gegenwelt zu den politischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit schuf.

Aus diesem Geist erschien 1927 seine berühmte Biographie über den Stauferkaiser Friedrich II., die zu den großen Geschichtswerken deutscher Sprache zählt und noch heute als Standardwerk gilt. Seit dem Frühjahr 1931 lehrte Kantorowicz in Frankfurt. Seine Entlassung aufgrund seiner »jüdischen Abstammung« zählt zu den dunkelsten Kapiteln in der Historie der Frankfurter Universität. Sie wirft ein frühes Schlaglicht auf Antisemitismus und Judenverfolgung des Nationalsozialismus und ihren Einfluss auf die historische Wissenschaft.

Seit 1938 teilte er das Schicksal vieler Emigranten, die von den Nazis vertrieben worden waren. In Princeton gelang ihm jedoch eine zweite akademische Karriere. Seine 1957 erschienene Studie »Die zwei Körper des Königs« reiht sich ein in die großen Werke der Mediävistik. Erst spät wurde sie in seine Muttersprache übersetzt (1990). Frankfurt am Main hat allen Grund, sich an diesen bedeutenden Gelehrten zu erinnern, nicht nur als ein spätes Stück der Wiedergutmachung an seinen jüdischen Mitbürgern, sondern auch als Glanzstück seiner Universitätsgeschichte jenseits von Adorno und der Frankfurter Schule.

Sein Nachfolger, der Mediävist Paul Kirn (1890–1965), konnte an solche, die Genialität streifenden Spitzenleistungen freilich nicht anknüpfen und blieb leider auch nicht frei von opportunistischer Anbiederung an die nationalsozialistischen Machthaber. Gleichwohl trug er doch mit seinem nüchternen quellenorientierten Ansatz maßgeblich zum Profil des Historischen Seminars bei und legte unmittelbar nach dem Krieg mit seiner 1947 erschienenen »Einführung in die Geschichtswissenschaft« (sechs Auflagen bis 1972) einen Leitfaden vor, der die Grundlagen des Faches für Jahrzehnte gültig zusammenfasste.

Der Althistoriker Matthias Gelzer (1886–1974) bestimmte seit 1919 das Profil der Alten Geschichte in Frankfurt. Geprägt von den republikanischen Vorstellungen seiner Schweizer Heimat, verstand er sich zunächst als »Gesellschaftshistoriker« und habilitierte sich über die »Nobilität der römischen Republik«. Zum Schwerpunkt seiner Forschungen entwickelte sich die späte römische Republik. Vor allem seine Studien über Caesar, Pompeius und Cicero erlebten zahlreiche Auflagen und sind bis heute Standardwerke geblieben. Das gilt zumal für seine Caesarbiographie, die unser Caesarbild maßgeblich geprägt hat. Gelzer wirft darin Fragen auf, die die Historiker bis in die Gegenwart beschäftigen. »Wir wollen doch wissen, was die Menschen der Vergangenheit bewegte, was sie dachten und trieben«, zitiert ihn Christian Meier im Beitrag für unseren Band und unterstreicht sein Bemühen, »die Denk- und Sprechweisen der Menschen der Vergangenheit (zu) verstehen«.

Um ein besseres Verstehen der historischen, vor allem aber auch der die Geschichte befragenden Persönlichkeit ging es auch Otto Vossler (1902–1987), dem Sohn des bekannten Romanisten Karl Vossler und einer italienischen Aristokratin. 1946 wechselte er aus Leipzig an die Goethe-Universität und vertrat hier das Fach Neuere Geschichte. Er war ein Glücksfall für Frankfurt. Denn Vossler umgab nicht nur das Flair des Weltmannes, er öffnete die Geschichtswissenschaften auch für die Ideen- und Geistesgeschichte in internationalen Kontexten. 1927 hatte er

über »Mazzinis politisches Denken und Wollen« promoviert, zwei Jahre später war seine Habilitation über »Die amerikanischen Revolutionsideale in ihrem Verhältnis zu den Europäischen. Untersucht an Thomas Jefferson« (1929) veröffentlicht worden. Seine Aufsätze und Monographien über die Amerikanische Revolution, die Revolution von 1848 in Deutschland, die Universitätsidee Humboldts sowie die Philosophen Rousseau und Tocqueville wirken noch immer so modern und frisch, als seien sie erst gestern entstanden.

Vossler trennte zwischen Geschichte und Politik. In seinem Essay »Geschichte als Sinn« (1979) pocht er darauf, dass die Geschichte ihren Sinn in sich selbst trage. Sie sei »Selbstbesinnung« bzw. »Identifikation des eigenen Ich«. Gleichwohl war Vosslers Handeln und Denken politisch. So gehörte er als Mitglied der vorbereitenden Verfassungskommission zu den Gründungsvätern der Hessischen Verfassung. Ihm verdanken wir es vermutlich, dass Hessen das einzige Bundesland ist, in dem der Geschichtsunterricht Verfassungsrang genießt (Art. 56). Sein Verständnis der Universität als Akt, als »Übung des Selbstdenkens« und als Charakterbildung, die sich von einer Berufsschule für Brotgelehrte unterscheidet, ist gerade angesichts des Bolognaprozesses aktueller denn je und bietet der Politik bis heute manchen Stoff zum Nachdenken.

Unter den in diesem Sammelband vorgestellten Historikern ist Werner Gembruch (1918–1988) der vielleicht am wenigsten bekannte Lehrstuhlinhaber des Frankfurter Historischen Seminars und völlig zu Unrecht nahezu vergessen. Er stammte aus Würzburg, hatte nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Frankfurt studiert und war dort bei Otto Vossler mit der Arbeit »Bismarck und der nationale Gedanke« promoviert worden. Nach einer Zwischenzeit als Beamter am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg im Breisgau, die seine wissenschaftlichen Interessen zeitlebens mitprägen sollte, und nach der Fertigstellung seiner Habilitation »Freiherr vom Stein im Zeitalter der Restauration« (1960) kehrte er zunächst als Dozent nach Frankfurt zurück. Gembruch hatte von 1965 bis 1986 als Nachfolger seines akademischen Lehrers Otto Vossler den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte inne. In diesen zwei Jahrzehnten prägte er eine ganze Generation von Studenten – unter anderem auch mich. Erst viele Jahre später wurde mir bewusst, was seine Schüler ihm verdankten und wie sehr er doch ein Unzeitgemäßer war – in seiner soldatischen Nüchternheit und Präzision, in seiner unaufgeregten Menschlichkeit, großzügigen Humanität und ideologiefreien Liberalität, in seinem an Ranke, Meinecke und Ritter geschulden Bemühen, Geschichte aus

den Rahmenbedingungen, Denkweisen und Mentalitäten ihrer Zeit zu verstehen, vor allem aber auch in seinen Forschungsansätzen und Lehrangeboten.

Werner Gembruch lehrte in der Zeit der Studentenbewegung und ihrer Folgen. Während andere aufgeregte Methodendebatten führten, die Ereignis- und Personengeschichte als überfälligen Ballast und gesunkenes Kulturgut über Bord warfen und sich von Revolution zu Revolutionen durch die Seminare diskutierten, beschäftigte er sich mit Themen, die geradezu als Kriegserklärung an den Zeitgeist gelten mussten – dem französischen Absolutismus, dem Reformwerk, aber auch den ständischen Verfassungsplänen und konservativen Ideen des Freiherrn vom Stein, dem als Hort des Militarismus und der Reaktion geschmähten Preußen oder dem Spannungsverhältnis von Staat und Heer, Politik und Militär.

Das Zauberwort jener Jahre hieß »Revolution«. Es fand seine Personalisierung in den Ikonen Ho Chi Minh und Che Guevara. Das Schlüsselwort zum Werk und Wirken Werner Gembruchs lautete dagegen »Reform«. Denn um Reformen ging es in den Denkschriften des Marschalls Vauban, in den Vorschlägen Scharnhorsts und Gneisenaus für eine grundlegende Erneuerung der preußischen Heeresverfassung, im Oktoberedikt des Freiherrn vom Stein und in den Versuchen Wilhelm von Humboldts, aus dem Menschenbild der Weimarer Klassik ein neues Bildungssystem zu formen.

In den Vorlesungen und Seminaren Werner Gembruchs zeigte sich, dass die Grundlagen des liberalen Verfassungsstaates und einer bürgerlichen Gesellschaft an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert gelegt wurden und die junge Demokratie der Bundesrepublik an sie anknüpfen konnte – mit der allgemeinen Wehrpflicht, der kommunalen Selbstverwaltung und dem Gymnasium. Vor allem aber wurde deutlich, dass sich Krisen von Staat und Gesellschaft weder durch das Beharren auf dem Status quo und die Rekonstruktion alter Ordnungen noch durch Umsturz und Revolution bewältigen lassen, sondern nur durch die behutsame Anpassung des Bestehenden an die gesellschaftliche Entwicklung und die Erfordernisse der Zeit.

Die Reform als Versöhnung des Wünschenswerten mit dem Möglichen, des Ideals mit der Wirklichkeit, das war die nüchterne Lehre, die Werner Gembruch aus der Geschichte zog und die er seinen Studenten zu vermitteln suchte. Es kann nicht verwundern, dass aus diesem Ansatz keine historische Schule hervorgegangen ist, sehr wohl aber eine auffällig hohe Zahl von Politikern – mit Joachim-Felix Leonhard und Gerd

Krämer immerhin zwei Staatssekretäre im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst.

Die Nähe zum politischen Denken zeigt sich übrigens auch im Werk der Mediävistin Elsbet Orth (1937–1991), die sich keineswegs nur bleibende Verdienste um die Erforschung der Pfalz, der Beziehungen Frankfurts zum Umland, dem Fehdewesen und der höfisch-ritterlichen Kultur erworben hat, sondern darüber hinaus durch Edition und Kommentierung der Schriften Dolf Sternbergers einen unverzichtbaren Beitrag zur Erschließung des Werkes dieses bedeutenden in Frankfurt lebenden Politikwissenschaftlers leisten konnte. Viele Jahre war sie der »gute Geist« des Frankfurter Historischen Seminars.

Leben und Werk jener Historiker, die exemplarisch für ihre Kollegen stehen, spiegeln im Kontext des Historischen Seminars und seiner besonderen, einem liberalen und zugleich humanistischen Bildungsideal verpflichteten Atmosphäre, die die Studentengeneration der Nachkriegszeit und der Bundesrepublik prägte, ein Stück bundesrepublikanischer Zeit- und Universitätsgeschichte und dokumentieren eindrucksvoll den Frankfurter Beitrag zur Entwicklung der Geschichtswissenschaften im 20. Jahrhundert.

Sie sind aber auch ein lohnender Gegenstand politischer Bildung. Denn wenn die Geschichte auch – nach Otto Vossler – ihren Sinn in sich selbst trägt, so waren und bleiben doch die Historiker »Pathologen der Politik«. Geschichte ist zu einem nicht geringen Teil Politik der Vergangenheit, die wir aus Tradition und Überresten rekonstruieren, um sie und damit uns selbst besser zu verstehen. Sie ist zugleich das Prisma, durch das wir auf unser Tagesgeschäft blicken, um es so in seine weltanschaulichen und ideologischen Spektralfarben zu zerlegen und analysieren zu können. Politische und historische Bildung sind daher untrennbar miteinander verbunden und nicht ohne einander zu denken. Ja, der Historiker selbst wird zum politischen Bildner, wo er seine Erkenntnisse über die engere Fachwissenschaft hinaus einem breiteren Publikum zugänglich macht und damit den Staatsbürger unterstützt, sich ein eigenes, historisch fundiertes Urteil zu bilden.

So entstand in der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung im 100. Jubiläumsjahr der Frankfurter Universität die Idee zu einer Vortragsreihe über »Frankfurter Historiker«, die vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt und dem Universitätsarchiv Frankfurt engagiert aufgegriffen wurde. Evelyn Brockhoff und Michael Maaser ist es zu verdanken, dass die Reihe auf Grundlage einer gemeinsamen Konzeption

realisiert werden konnte und nunmehr in Buchform vorliegt – erweitert um einen Beitrag von Notker Hammerstein über das Frankfurter Historische Seminar.

Allen Autoren, die mit ihren Beiträgen zum Gelingen des Bandes beigetragen haben, sei dafür im Namen der Herausgeber herzlich gedankt. Ich widme dieses Buch meinem Lehrer Werner Gembruch, der in der Erinnerung seines Schülers lebendig bleibt.

Das Historische Seminar der Frankfurter Universität

Die Eröffnung der Frankfurter Universität 1914 veranlasste einen Professor der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften – aus der die Universität hervorgegangen war – auf diese ihre 1901 errichtete Vorläuferin zurückzublicken. (Abb. 1) Ludwig Pohle gehörte zu den frühen Professoren der Akademie und war nunmehr Mitglied des Lehrkörpers der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. »Bereits die erste Handelshochschule, die in Deutschland begründet wurde, die Leipziger, wurde in enger Anlehnung an die Universität Leipzig errichtet. Ein großer Teil der Vorlesungen, die für eine Handelshochschule unentbehrlich sind, insbesondere die nationalökonomischen, juristischen, wirtschaftsgeographischen, die historischen usw., wurde durch Vorlesungen [...] abgedeckt.«¹ Pohle wiederholte, was er bereits 1897 als Geschäftsführer des Instituts für Gemeinwohl, der Zentrale der von Wilhelm Merton veranlassten sozialen, bildungs- und reformpolitischen Tätigkeiten, vertreten hatte. Schon damals hatte er dem Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes in einem Brief dargelegt, was durch die Errichtung einer Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt bewerkstelligt werden könne. Gespräche zwischen Merton und Adickes, von denen er wusste, kreisten seit längerem um solche Fragen. Unter anderem sollten in einer solchen Anstalt neben den ökonomischen und sozialen Fragen, auch historische Kenntnisse vermittelt werden. Die »Verfassung des deutschen Reichs, der Einzelstaaten und Kommunen, [...] Geschichte der Arbeiterbewegung, Handelsgeschichte, Handelsgeographie« gehörten in dieses Umfeld der von der Akademie anzubietenden Themen. Geschichte – so die Meinung – sei auch in einer spezialisierten Hochschule »unentbehrlicher« Teil ökonomischer und sozialer Ausbildung. Seit dem 19. Jahrhundert galt sie schließlich als zentrales Fach, das nicht nur andere Wissenschaften erhelle, sondern auch grundlegender Bestandteil jeglichen Wissens sei. Daher dürfe an

1 Zit. n. *Ludwig Pohle*, Handelshochschule der Universität, in: *Bertram Schefold* (Hrsg.), *Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt am Main*. 2. Aufl. Marburg 2004, 36.



Abb. 1: Eröffnung der Universität Frankfurt im Oktober 1914

ihr nicht vorbeigegangen werden, wenngleich sie, wie in diesem Falle, nur ein notwendiges Beiprodukt blieb.

Aber auch aus einem anderen Grund erschien sie einigen der Befürworter einer in Frankfurt zu errichtenden Akademie unverzichtbar. Insbesondere bei Franz Adickes war das der Fall. Er strebte von Anfang an den Weiterbau der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu einer Universität an. Wilhelm Merton war das nicht vordringlich, ja, es erschien ihm anfänglich durchaus nicht richtig. Adickes hatte ihn behutsam an diese Vorstellung zu gewöhnen. Die Ausbildung von Kaufleuten, von Industriefachleuten und Handelslehrern, die Vermittlung von modernen, praktischen Wissenschaften lagen Merton am Herzen, und dafür wollte er Geld ausgeben. Adickes' Denken ging da weiter.² Es war an der klassischen deutschen Universität ausgerichtet. Allerdings sollte sie eine eigene Gestalt haben können. Was eine in Frankfurt zu

2 Zu Adickes jetzt *Lothar Gall*, Franz Adickes. Oberbürgermeister und Universitätsgründer. Frankfurt am Main 2013, und zu Merton, *Ralf Roth*, Wilhelm Merton. Ein Weltbürger gründet eine Universität, Frankfurt am Main 2010.

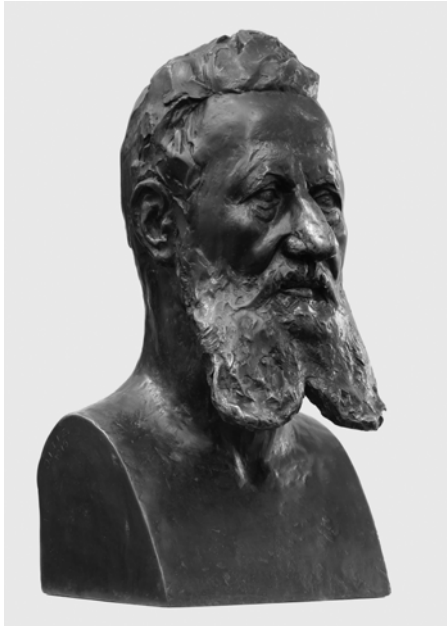


Abb. 2: Franz Adickes, Bronzebüste von Johann Josef Belz, 1915

errichtende Universität, die ihre Existenz der Stifterbereitschaft vieler reicher Frankfurter Bürger zu danken haben werde, von den bestehenden Hochschulen unterscheiden sollte, war Adickes' Meinung nach eine beträchtliche Distanz zum Staat, sie sollte fern staatlicher Dominanz und Bürokratie existieren. Wissenschaften seien frei und die Universität müsse sich dementsprechend frei entwickeln können. Die notwendige Aufsicht sollten die Geldgeber und Stifter wahrnehmen. Den Bestimmungen des Allgemeinen Preußischen Landrechts sollte dadurch entsprochen werden, dass dem Staat die allgemeine Rechtsaufsicht verbleibe. Denn nur so werde sie die Anerkennung als Universität erhalten können und als Volluniversität akzeptiert werden.

In einer frühen Denkschrift von 1900 hatte Adickes solche Überlegungen aufgezeichnet und dabei die besondere Gestalt einer Frankfurter Gründung beschrieben. (Abb. 2) »Die philosophische Fakultät umfasst bekanntlich bei unseren Universitäten eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine philologisch-historische Abteilung. Die Grundlagen der ersteren erscheinen in den erwähnten Instituten des Physikalischen Vereins und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft be-

reits gegeben zu sein, während für die zweite Abteilung vielleicht in den Einrichtungen des Freien Deutschen Hochstifts gewisse Ansätze gegeben und für die Lehrtätigkeit auf kunstgeschichtlichem und archäologischem Gebiet die Direktoren und Sammlungen des Städelschen Instituts und der anderen hiesigen kulturgeschichtlichen und kunstgewerblichen Sammlungen von Bedeutung sind. Allerdings ist die Errichtung einer einzelnen Fakultät insofern nicht im Einklange mit den unser Universitätswesen beherrschenden allgemeinen Anschauungen, als letztere davon ausgehen, dass gerade die Zusammenfassung aller Fakultäten an einer Stelle das Wesen der deutschen Universitäten ausmache, und nur dadurch das Zerfallen der Universitäten in verschiedene höhere Fachschulen verhindert werde. Indessen erscheint doch unter besonderen Verhältnissen, wie sie nach dem Geschilderten hier in Frankfurt vorliegen, die Errichtung auch nur einer Fakultät keineswegs völlig ausgeschlossen, namentlich wenn es sich dabei um die Errichtung einer philosophischen, d. h. derjenigen Fakultät handelt, welche am wenigsten den Charakter einer besonderen Fachschule hat, sondern durch die Zusammenfassung verschiedener Bildungs-Elemente gerade die Gewähr bietet, dass die allgemeinen philosophischen Gesichtspunkte, welche für den Unterrichtsbetrieb auf Universitäten maßgeblich sein sollen, zu ihrem Rechte kommen. In diesem Sinne muss es weit unbedenklicher erscheinen, mit der Gründung einer philosophischen Fakultät vorzugehen, als wenn man die Errichtung einer Rechtsschule oder einer theologischen Fakultät ins Auge fassen wollte.« Das sei auch »für das gesamte geistige Leben unserer Stadt so unmittelbar in die Augen springend, dass es weiterer Ausführungen nicht bedarf.«³

Unter den anfänglich acht hauptamtlichen Dozenten der Akademie befanden sich 1901 folgerichtig einige Lehrkräfte – etwa für moderne Fremdsprachen sowie für Rechtswissenschaft –, die als mögliche Vorstufen für den Ausbau hin zur Adickes'schen Universität angesehen werden konnten. Indem eine ganze Reihe nebenamtlicher Dozenten – meist aus der Praxis – insbesondere naturwissenschaftlich-technische und sozialwissenschaftliche Materien vortrugen, war ein recht breites Spektrum von Fächern bereits abgedeckt. Die rasche Akzeptanz der Akademie, an ihren Besucherzahlen abzulesen, spornte die Inauguratoren dann nicht nur dazu an, ihr einen hochschulähnlichen Anstrich zu verleihen, sondern ermunterte sie, vorab den Oberbürgermeister, weitere Stiftungen

3 Zit. n. *Richard Wachsmuth*, Die Gründung der Universität Frankfurt. Frankfurt am Main 1929, 139.